

REICHENBERG UND SEINE ARCHITEKTUR UM 1900

In Reichenberg (Liberec) wurde am 12. und 13. Oktober 1995 eine neue regionalhistorische Tagungsreihe initiiert. Die erste Veranstaltung, konzipiert von der Architekturfakultät sowie der Pädagogischen Fakultät der Technischen Universität Liberec in Zusammenarbeit mit den Verwaltungen von Stadt und Kreis Liberec, war der Reichenberger Architektur der Jahrhundertwende gewidmet, doch versprach man sich davon offenkundig weitaus mehr, als das Thema annehmen läßt. Nicht nur, daß die Verzahnung der Architektur mit ihrem kulturellen und vor allem politischen Kontext

nachdrücklicher thematisiert wurde als üblich; auch unter anderen Gesichtspunkten visierte man einen eigenen Standard an.

Die Wahl eines der sensibelsten Abschnitte in der Geschichte der Stadt – der freilich keineswegs zu den relativ wenig bearbeiteten gehört – war ein Hinweis, daß es nicht zuletzt um ein neues, zeitgemäßes Selbstverständnis der nordböhmischen Metropole gehen sollte. Die selbstgewählte Rolle Reichenbergs als kulturelles und politisches Zentrum der böhmischen Deutschen um die Jahrhundertwende (und später) ist zwar schon seit einigen Jahren kein Tabu mehr, und ebenso lange pflegt man auf verschiedenen Gebieten die Kooperation nicht nur mit „den Deutschen“, sondern gerade auch mit den Deutschen aus Reichenberg. Doch sind die wechselseitigen Berührungspunkte, wie sich im Verlauf der Tagung einige Male zeigte, noch sehr empfindlich, so daß eine solide Aufarbeitung der Vergangenheit nur hilfreich sein kann.

Der Einbettung des kunsthistorischen Themas in die politischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge entsprach die Beteiligung von Historikern, Kunst- und Architekturhistorikern aus Wien, München und Triest, deren Blickwinkel und Vergleichsmöglichkeiten verhindern helfen sollten, daß die Diskussion im provinziellen Rahmen stecken blieb.

Eingangsgab Rudolf Anděl (Liberec) eine Einführung in die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt seit dem 16. Jahrhundert; die Darstellung des ausgehenden 19. und des Anfangs des 20. Jahrhunderts war mit Rücksicht auf ein nachfolgendes Referat eher kursorisch gehalten, doch erhielten die Zuhörer einen Überblick über die Bevölkerungsentwicklung und vor allem die Struktur des Textilgewerbes und der Maschinenbauindustrie, auf die Reichenberg um 1900 seinen Führungsanspruch gründete. Eine ähnliche Überblicksdarstellung war auch für die Architekturgeschichte vorgesehen, doch mußte sie entfallen, so daß Svatopluk Techniks (Liberec) Referat über den Jugendstil in der Reichenberger Architektur ins Thema einführte. Als einer der besten Kenner des Denkmalbestandes in der Region zeigte Technik, daß in Reichenberg überaus zahlreiche Wohnhäuser und vor allem Villen im Sezessionsstil errichtet wurden, jedoch keine größeren Ensembles und keine offiziellen Bauten. Im Stadtkern sei der Jugendstil deshalb kaum zur Anwendung gekommen, weil dieser in der Gründerzeit vollständig neu verbaut worden war. In der Überfülle von Namen und Daten wurde das entscheidende Manko jener Kennerschaft offenbar, die mit dem visuellen Befund auskommt und sowohl auf Quellenstudium als auch auf Analysen, Vergleiche und Interpretation verzichtet. So bedarf es zumindest einer ausdrücklichen Feststellung, daß man – keineswegs nur in Reichenberg – für die öffentlichen und Repräsentationsbauten Experimente mit neuen Kunstformen mied und sich an die bewährten historischen Stile hielt, die festgefügte Bedeutungswerte transportierten.

Eher beiläufig erfuhr man, daß die Reichenberger häufig außer Wiener Architekten auch reichsdeutsche beschäftigten. Dieser Aspekt war Gegenstand eines eigenen Referats von Dieter Klein (München), das ebenfalls eine Reihe an Informationen, wie sie in der Literatur bisher nicht greifbar sind, enthielt, dabei jedoch auf jegliche Problematisierung verzichtete. Klein konzentrierte sich vornehmlich auf die engen künstlerischen Beziehungen zu München, die er darauf zurückführte, daß die Reichenberger Architekten und Baumeister München neben Wien als Ausbildungsort favorisierten. Die Frage, wie diese Affinität zu erklären ist und warum keinerlei Kontakte nach Prag

bestanden, blieb unberührt. Mag das Autonomiestreben Reichenbergs unmittelbar als Hintergrund erkennbar sein, so wäre es immerhin interessant zu fragen, wie man das Bemühen um „deutsche Identität“ einerseits und die nie in Frage gestellte Staatsloyalität andererseits gegeneinander austarierte; daß es hier nicht allein um „ästhetisches Empfinden“ ging, sondern durchaus auch um politische Schachzüge, belegt die Planungsgeschichte des Rathauses wie auch die des Gewerbemuseums. Unberücksichtigt blieb in beiden Überblicksvorträgen der gesamte Komplex der typologischen, funktionalen und gesellschaftsgeschichtlichen Fragen.

Dagegen führte Mara Reissberger (Wien) am Beispiel der Wiener Mietspaläste vor, wie ertragreich Architektur mittels einer sozialhistorisch orientierten Analyse interpretiert werden kann. So zeigte Reissberger, wie die großbürgerlichen Bauherren und ihre Architekten einen spezifischen Bautypus entwickelten, der subtil auf den Rang des „Geldadels“ in der sozialen Hierarchie abgestimmt war und diesen umgekehrt auch definieren sollte. Während sich die bisherige Forschung vornehmlich für die Orientierung des Großbürgertums am Adel interessierte – die Angleichung der herrschaftlichen Wohnung in Disposition und Ausstattung an Adelsresidenzen –, wurde in Reissbergers Referat deutlich, daß die Ladenlokale und Mietwohnungen keineswegs „zwangsläufig“ an der Palastfassade in Erscheinung traten, sondern wohl abgewogen mit der Belétage komponiert wurden, um die Quelle des Wohlstandes und somit auch den sozialen Standort selbstbewußt zur Schau zu stellen.

Einen thematischen Schwerpunkt bildete mit zwei Referaten die Deutsch-böhmische Ausstellung des Jahres 1906. Miloslava Melanová (Liberec) erläuterte die Vorgeschichte und die Hintergründe des ehrgeizigen Projekts. Sie stellte in ihrem aus Quellen gearbeiteten und von Klischees freien Referat fest, daß die Ausstellung, ein politisch motiviertes Unternehmen, im Zusammenhang mit den Bemühungen einer Gruppe deutschböhmischer Politiker um die Einrichtung einer autonomen Provinz „Deutschböhmen“ stand. Konzipiert von der Handels- und Gewerbekammer Reichenberg als „Antwort“ auf die Jubiläumsausstellung 1891 in Prag, sollte die Schau belegen, daß der Anteil „Deutschböhmens“ an Volkswirtschaft und Technologie der Monarchie höher war als der der überwiegend tschechischen Landesteile. Wiederum ist jene wohl abgewogene Ambivalenz in der politischen Orientierung zu beobachten, wie sie die großen öffentlichen Bauprojekte bestimmte: Der Entwurf für das Werbeplakat wurde bei einem Münchner Künstler bestellt, mit der Planung der Ausstellungsbauten beauftragte man dagegen den renommierten Wiener Architekten Max Fabiani. Die langjährige Vorbereitung war ein Kraftakt, der nicht nur die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der geplanten Provinz, sondern auch ihren inneren Zusammenhalt demonstrieren sollte: 70 Ortskomitees waren daran beteiligt, die Finanzierung sicherten unter anderem Spendenaktionen ab. Die erhoffte Wirkung schlug jedoch ins Gegenteil um: Der Kaiser, von dessen Besuch man sich den entscheidenden Durchbruch versprochen hatte, nutzte die Gelegenheit, um die Zusammengehörigkeit Böhmens zu bekräftigen; die gesamte westböhmische Region hatte sich dem Projekt samt seinen politischen Implikationen verweigert, und die Anziehungskraft der parallel veranstalteten großen Ausstellung in Nürnberg trug noch zusätzlich dazu bei, daß die Ausstellung auch finanziell als Mißerfolg endete.

Marco Pozzettos (Triest) impressionistisch anmutende Ausführungen über die Ausstellungsbauten gingen von der irrigen Annahme aus, Max Fabiani habe in Reichenberg die Ausstellungsarchitektur revolutioniert, indem er sie ephemere, vorwiegend aus Holz und Leinwand, konzipierte. Hauptthema war ein Modell des Areal, das Pozzetto aufgrund der Pläne und Fotos im umfangreichen Katalog der Ausstellung hatte anfertigen lassen. Interessant war immerhin zu beobachten, wie Fabiani die übliche Instrumentalisierung der (historischen) Architekturmotive zu Demonstrationzwecken ad absurdum führte und eingeführten Pathosformeln wie Bossierung und klassische Giebel, dem Material entsprechend, spielerisch in Ornamente umdeutete.

Das Kapitel der Zwischenkriegszeit, das nicht zuletzt unter dem politischen Aspekt aufschlußreich zu werden versprach, reduzierte sich gegenüber der Vorankündigung auf einen monographischen Beitrag. Zdeněk Lukeš (Prag/Liberec) skizzierte Vita und Œuvre von Josef Zásche, einem deutschböhmischem Architekten, der, wiewohl sein Nachlaß infolge der Vertreibung verlorengegangen ist, heute paradoxerweise besser bearbeitet ist als die Galionsfigur der tschechischen Moderne, Jan Kotěra. Allerdings zeigte Lukeš, daß die konzentrierte Aufmerksamkeit durchaus gerechtfertigt ist, da an Zásches Entwicklung einerseits die komplexe Orientierungssuche der Architektur zwischen ausklingendem Historismus und Moderne Schritt für Schritt exemplifiziert werden kann und der Architekt andererseits insofern eine Ausnahmerecheinung war, als er als einziger bruchlos zwischen den deutschböhmischem und den tschechischen Künstler- und Auftraggeberkreisen wechseln konnte.

Konzept wie Verlauf der Tagung wecken für die Nachfolgeveranstaltungen hohe Erwartungen. Wie mutig und unkonventionell die Idee – allem Schein der Normalität zum Trotz – war, erschloß sich auf mehreren verschiedenen Ebenen. Der methodische Ansatz, Geschichte und Kunstgeschichte als gleichgewichtige Komponenten zu kombinieren, ist zwar nicht neu, doch bedarf er noch immer der Förderung und Einübung: Noch immer neigen viele Kunsthistoriker dazu, ihren Gegenstand in einer Art ästhetischem Reservat jenseits der „übrigen“ Geschichte anzusiedeln, während Historiker offenbar eher bereit sind, die Künste als Teil der Geschichte oder zumindest als „Quelle“ wahrzunehmen. Umgekehrt überrascht es freilich, daß eine konsequente Verknüpfung der Fragestellungen und Methoden, wie sie Mara Reissberger mit beeindruckendem Ergebnis vorführte, bei allen Beteiligten am ehesten Ratlosigkeit hinterließ. Hinzu kommt ein weiteres: Während das tschechisch-deutsche Thema andernorts problemlos Projekte der Regionalforschung trägt, ist die „deutsche“ Vergangenheit von Liberec nach wie vor ein neuralgischer Punkt. So fand es Rudolf Anděl notwendig, in seinem Referat auszuführen, daß die Tschechen, nachdem sie „verfolgt“ worden waren, 1918 endlich den ihnen gebührenden Einfluß in der Stadtverwaltung erhalten hätten und daß der Zweite Weltkrieg nur eine kurze Unterbrechung in der Entwicklung der Stadt bedeutet habe. Ebenso unnötigerweise trumpfte ein offiziell eingeladener – jedoch nach eigenem Bekunden fachlich nicht kompetenter – deutschsprachiger Gast in einem „spontanen“ Resümee der Tagung auf, daß „nun endlich auch die Tschechen selbst hätten eingestehen müssen“, daß die Stadt „schon immer deutsch gewesen“ sei. Doch hatte der Mann sowohl die Idee der Initiative als auch ihre bisherigen Ergebnisse mißverstanden: Sofern es gelingt, das wissenschaftliche Interesse von den aktuellen politischen und wirtschaftlichen Interessen abzukoppeln, kann

die geplante Tagungsreihe nicht nur belastende Vorurteile ausräumen, sondern vor allem in methodischer Hinsicht zu einem Schwerpunkt der Regionalforschung werden.

München

Michaela Marek